Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich | Halle a. S., den 5. Februar | 1921 / Nr. 29.

Flammen.

Roman von

Hans Schulze.

(11. Fortsetzung.) Nachdruck verboten

Dr. Reinwaldt, der längere Zeit in Süditalien gelebt hatte, schalt auf das gleisnerische Paradies menschlicher Sünde und Spielerleidenschaft und pries dafür die reinere Schönheit des Golfs von Neapel, wenn die Sonne über der träumenden Tiberiusinsel versinkt und der Vesuv seine roten Fackeln über die glücklichen Lande zu seinen Füßen erhebt.

Auch Aisleben trat allmählich mehr aus seiner Zurückhaltung heraus.

Die Sehnsuchtsstimmung der Erinnerung beflügelte seine Phantasie und gab seinen Worten Glanz und Plastik, als er jetzt von dem Orchideenzauber in den Urwäldern Trindads sprach und über den unvergleichlichen Eindruck zur Einfahrt in die Bai von Rio berichtete, wenn das Schiff ganz still und langsam durch die schwimmenden Morgennebel gleitet, als fürchte es mit dem Schrei der Dampfsirene das Duftgebilde einer Fata Morgana zu zerreißen und dann auf einmal das Märchen der gewaltigen, strahlenden Stadt aus den blauen Fluten des Atlantic aufsteigt: Rio de Janeiro mit seinen Bergen und Wäldern, seinen Buchten und Inseln, immer neue Blicke entschleiernd in einer Fülle ewig-wechselnder Gesichter.

Graf Eickstädt, der vor Jahren an einem Jagdausflug nach Indien teilgenommen hatte, erzählte von den toten Königsstädten der Singhalesen und rühmte ihre längst im Dschungel versunkenen Wunderbauten, ihre Stauseen, Talsperren und Kanäle, deren riesige Trümmer noch jetzt das Staunen der europäischen Reisenden erregen.

„Wissen Sie übrigens, meine Gnädigste," wandte er sich dann in einer kleinen Gesprächspause wieder an Hella, „daß mir damals auf der Heimfahrt über die Riviera eine leibhaftige Doppelgängerin von Ihnen begegnet ist? Den ganzen Abend hab' ich schon darüber nachgesonnen und jetzt, wo allerlei alte Erinnerungen in mir anklingen, fällt es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen."

Eine feine Röte stieg langsam in Hellas Gesicht, ihre schmalen Nasenflügel vibrierten leise.

„Ich schmeichelte mir bisher, nur in dieser einen Originalausgabe zu existieren."

Graf Eickstädt wiegte bedauernd den Kopf.

„Es tut mir leid, Ihren Glauben zerstören zu müssen. Doch je länger ich Sie betrachte, um so schlagender scheint mir die Aehnlichkeit. Auf einmal sehe ich das blasse, erregte Gesicht jener Dame wieder in voller Deutlichkeit vor mir, wie sie sich im Fieber des Spiels über das grüne Tuch des Roulettes neigte und mit einem unbeschreiblich leidenschaftlichen Ausdruck das breite Holzschwert des Croupiers verfolgte, wenn er gleichmütig die Berge von Noten und goldenen Hundertfrancsstücken für seine Bank einzog. Sie setzte nämlich geradezu sinnlos und verlor eigentlich immer!"

„Wer war denn die interessante Dame, Herr Graf?" fragte Dr. Reinwaldt, Hella scharf beobachtend, in diesem Augenblick unvermittelt dazwischen.

„Sie galt für die Gattin eines norddeutschen Aristokraten. Der Name ist mir leider entfallen. Das auffallend schöne und elegante Paar befand sich angeblich auf der Hochzeitsreise und verspielte, wie man sich erzählte, die ganze Mitgift der jungen Frau. Sie waren überall zu sehen, beim Taubenschießen, in Condaine, im Jeteepalast, in Nizza, im Cafee de Paris."

„Und was ist aus den beiden geworden?"

Eine marmorne Blässe lag auf einmal wieder über Hellas Gesicht, und ihre Stimme klang ihr selber fremd und fern.

Der Graf zuckte die Achseln.

Eines Tages waren sie verschwunden. Nach riesigen Spielverlusten. Mit einem Billet der Bank, wie es hieß. Wo sie geblieben sind, wer weiß es und wer fragt denn auch danach in dem ewigen Mann-über-Bord-Spiel der Cote d'Azur.

— — — — — —

Seit einer halben Stunde schon promenierte man im Park um das große Springbrunnenrondell.

Graf Eickstädt hatte seine Hand in Herthas Arm gelegt und antwortete mechanisch wie ein Automat, wenn sie ganz leise und tastend zuweilen eine verschüchterte Frage an ihn richtete.

Es war ihm ja alles so gleich und gleichgültig, wie weit der Kreis der Einladungen zur Verlobung gezogen, ob die Hochzeit in der letzten September oder der ersten Oktoberwoche gefeiert werden sollte.

Eine flackernde Sehnsucht brannte in seinem Blut, ein verzehrendes Verlangen nach der blühenden Schönheit der blonden Frau, die heut in ihrer wunderbaren Erscheinung wie wie eine Offenbarung in sein Leben getreten war.

Vergebens rang er gegen die Gewalt dieses Liebesrausches, den ihm ein einziger Blick in Herthas leidvolle Augen in seiner ganzen Sinnlosigkeit offenbarte.

Ein tiefes Mitgefühl war in seinem Herzen mit dem jungen Mädchen, deren stilles, weißes Gesicht für ihn eine einzige Anklage bedeutete.

Und doch konnte er nicht anders, als immer wieder nur den einen Gedanken an jene andere denken, die wie im Sturm eine lohende Flamme der Leidenschaft in seiner Brust entfesselt hatte, daß ihm alles, was je zuvor in seinem Leben gewesen war, auf der Tafel seiner Erinnerung auf einmal wie ausgelöscht schien.

— — — — — —

Im Schlosse hatten sich unterdes die Fenster des Musiksaales erhellt und ein paar präludierende Akkorde kamen durch die weitoffenen Fenster.

Und dann schwang sich eine klare, weiche Frauenstimme in das Schweigen der Nacht hinaus, und die rührende Weise eines französischen Liedchens klang leise über die schlummernden Parkwiesen:

„Par un clair de lune
Nous nous sommes connus — —"

Graf Eickstädt horchte auf.

„Fräulein Hansen singt," sagte die Baronin. „Sie gibt uns mit Dr. Reinwaldt heut abend noch ein kleines Konzert."

Langsam gingen sie zum Schloß zurück.

Hertha hatte den Arm der Schwester genommen, die Füße waren ihr auf einmal schwer wie Blei, sie hatte die Empfindung als sei der ganze Boden, auf dem sie bisher so sicher zu stehen gemeint, erschüttert und unterhöhlt, daß sie unwillkürlich nach einer Stütze suchte.

Erst als sie in den Musiksaal trat, ward sie ein wenig ruhiger, gewannen Gang und Haltung wieder an Sicherheit und Festigkeit.

Dr. Reinwaldt stand, in Notenbänden blätternd, mit Hella am Flügel, von dem zwei hohe, alte Kirchenleuchter ein stilles, feines Licht verbreiteten.

Eine feierlich-ernste Stimmung lag über dem halbdunklen Raum.

Die Baronin hatte in einem der Korbsessel am Kamin Platz genommen und Aisleben an ihre Seite gewinkt.

Etwas weiter entfernt saß das Brautpaar.

Graf Eickstädt unbeweglich, mit steinernem Gesicht vor sich hinstarrend, auch Hertha war blaß und stumm.

Nur Trude und der kleine Tettau flüsterten leise in der Beethovenecke.

„Kennst du das Land?"

Dr. Reinwaldt hatte sich wieder am Flügel niedergelassen und aus dem weichen träumerischen Vorspiel erhob sich süß und fragend Mignons ewiges Lied.

Hertha hatte die Hand über die Augen gelegt, um die Tränen nicht sehen zu lassen, denen sie sich nicht mehr zu wehren vermochte.

Vergebens rang sie gegen den Zauber dieser wundervollen Menschenstimme, die sie so bitter hassen zu müssen glaubte, und die sie doch so widerstandslos in ihre Bande schlug.

Auf einmal schien ihr alles, was an Leid und Verzweiflung in ihr gewesen, wieder verschwunden, versunken; ihr war's, als weiteten sich die Wände des Saales, als grüße die ganze sonnige Welt des Südens mit all ihrer unendlichen Schönheit in Mignons Sehnsucht zu ihr herein.

Wie durch einen feinen Nebel sah sie, daß Graf Eickstädt jetzt zum Flügel trat und Hellas Hand lange in der seinen hielt.

Und dann war wieder das süße Singen und Klingen um sie her.

Schwermütige schwedische Volksweisen schlichen zu ihr heran; das Lachen Rosines perlte in entzückenden Koloraturen.

Sie saß wie im Traum.

Auf die erste leidenschaftliche Erschütterung bei der Abendtafel war seit Stunden schon eine stille Resignation gefolgt, eine weiche Müdigkeit wie nach einer schweren Krankheit.

Ihre großen, stillen Augen gingen immer wieder zu Dr. Reinwaldt hinüber, von dem sie unwillkürlich fühlte, daß er allein verstand, was sich hinter ihrer weißen Stirn verbarg.

Sie wußte, daß er nur für sie spielte, als er jetzt zum letzten Male die Hände in die Tasten grub und die schweren, dumpfen Triolen der Mondscheinsonate zu tönen begannen.

All die dunkle Not ihres Herzens zitterte mit in den großen, singenden Akkorden, die wie aus brennender Qual zum Licht der Erlösung drangen, um dann langsam dahinzusterben in tiefer, verhaltener Klage.

Da schwieg die Musik.

Hertha schreckte empor, ein Fieberschauer überlief sie.

„Ich will zu Bett gehen!" sagte sie, sich zur Schwester wendend. „Ich fühle mich gar nicht wohl!"

Mit stiller Ergebung duldete sie einen flüchtigen Kuß des Bräutigams und eilte dann in jagender Hast durch den Speisesaal zum ersten Stod hinauf.

Fräulein Grigoleit rief ihr besorgt auf der Diele nach, sie hörte nicht mehr.

Erst in ihrem Zimmerchen hielt sie schweratmend inne und tappte sich zwischen den dunklen Möbeln zum Fenster durch.

Und dann, als sie dort auf einen Stuhl niedersank, schlug sie mit dem Kopf jäh vornüber gegen den eisernen Fensterriegel, so schüttelte sie auf einmal ein krampfhaftes Schluchzen, das wie ein entfesselter Wildbach in ihr emporbrandete.

Der ganze Jammer einer gequälten Menschenseele sprach aus diesen verhaltenen Lauten.

Mit einem tiefen Seufzer legte sie die schmerzende Stirn auf das harte Holz des Fensterörettes und weinte bitterlich.

Elftes Kapitel.

Hella fuhr nach Berlin.

Den blonden Kopf in die Polster geschmiegt, schaute sie sinnend in die blaue Weite des sommerlichen Landes hinaus, über dem der lachende Morgen wie mit tausend Siegesfahnen wehte.

Durch das weitoffene Coupeefenster kam der würzige Duft frischgemähten Heus.

Das reife Korn wogte wie ein einziges unabsehbares Meer.

Und der Himmel so hoch, die Luft so rein und lind.

Unwillkürlich holte sie tiefer Atem.

Wie war doch die Welt so wunderschön, daß man alle Not des Lebens und seine dunklen Sorgen vor dieser sonnigen Herrlichkeit wieder vergessen mußte.

Hella hatte noch am Abend zuvor nach der Abfahrt der Greifenhagener Gäste die Baronin um einen kurzen Urlaub nach Berlin gebeten und einen Besuch bei ihrem behandelnden Arzt als Grund der Reise vorgeschützt.

Sie fühlte, daß sie sich einmal für einen ganzen Tag aus den Pahlowitzer Verhältnissen herausreißen mußte, um all das, was in der letzten Zeit auf sie eingestürmt war, in völliger Ruhe und Einsamkeit mit sich allein durchzudenken und verarbeiten zu können.

Das Auftreten des Grafen Eickstädt hatte plötzlich ganz neue, ungeahnte Zukunftsperspektiven vor ihr aufgerissen.

Sie wußte aus gelegentlichen Bemerkungen der Baronin, daß der junge Graf zu den reichsten Grundbesitzern der ganzen Provinz gehörte und neben einem sehr bedeutenden Barvermögen eine Anzahl der schönsten und größten Güter in der Gegend des Oderbruchs sein eigen nannte.

Die halbe Nacht hatte sie schlaflos mit offenen Augen gelegen und immer wieder übersonnen, wie es ihr gelingen könnte, sich diesen Mann zu erobern, dessen unbescholtene Lebenschaft sich ihr allmählich immer unverhüllter verraten hatte.

Was galt ihr jenes Gänschen in Pahlowitz, dessen kleines Glück sie erst zerreißen mußte, ehe für sie selbst die Bahn frei ward.

Das Leben rief sie, das große glänzende Leben, dessen Rausch sie schon einmal gekostet hatte, zu dessen Höhen sie sich wieder emporschwingen wollte, rücksichtslos, erbarmungslos gegen alles, was sich ihr auf diesem Wege entgegenstemmte.

Ein neues Ziel stand vor ihrer Seele, noch schemenhaft und unbestimmt, und doch zuweilen schon greifbar für ihren Augenblicke blind-phantastischer Träumerei in, gleich den Rauchwolken der Lokomotive, die in wirbelnden Reigen unablässig an ihrem Fenster vorüberschwebten und dann über der spärlichen Grasnarbe des Bahndammes zerfatterten und in Nichts zergingen.

Auf dem Bahnhofe in Frankfurt an der Oder stieg Hella in den Berliner Schnellzug und suchte sich in den ziemlich besetzten Durchgangswagen ein leeres Abteil erster Klasse.

Sie hatte es sich kaum auf einem der Eckplätze am Fenster bequem gemacht und einen Zeitungsverkäufer herangerufen, als sie in der Nähe der Schalteresperre einen hochgewachsenen Herrn in Staubmantel und Automütze bemerkte, der sich, gefolgt von einem Diener in grüner Livree, eiftertig durch das dichte Menschengewühl des Bahnsteiges drängte.

Das Herz schlug ihr plötzlich bis in den Hals.

Graf Eickstädt.

Im nächsten Augenblick wurden die Türen zugeschlagen.

Ein scharf herausgestoßenes Kommando:

„Abfahren!"

Und der Zug setzte sich mit leisem rhythmischen Schwanken langsam in Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Gesicht.

Ich sah dich bergwärts schreiten,
Einsam heil'ge Silhouette,
Die mich gräßlich aufwühlt,
Im Sturme stemmend,
Hinter deinem Pfluge, Tolstoi!
Du schwangst die Peitsche über deinen Ochsen,
Die du nie mit ihr berührtest.
— Doch trafst du mich,
Mich daß ich hätte schreien mögen.

Fritz Beckling.

Wie ich meinen fünfundzwanzigsten i-Punkt stahl.

Von

Richard Rieß.

(Nachdruck verboten).

Der Sammeltrieb liegt in manchen Menschens Tiefe. Der ist angeboren und bleibt einem das ganze Leben lang. Auch ich spüre ihn in mir. Seit frühen Kindertagen werd' ich von ihm beherrscht. Damals sammelte ich Kalenderblättchen, und jeder Kalender im Hause Gartenstraße 9 mußte alljährlich, meiner Sammlung neues Material geben. Zwischen neun und zehn Uhr ging ich die Blätter einsammeln. Jeden Tag. Die Leute freuten sich; denn ihre Kalender blieben immer auf dem aktuellen Stande. Und meine Mutter freute sich auch; denn ich war allvormittäglich beschäftigt. Mit der Einsammeln und dann mit dem Ordnen.

Später sammelte ich Bilder. Aus Zeitschriften. Ich schnitt alle Scheren stumpf. Grub die Makulatur aus dem Kehricht.

Dann kamen die Ansichtskarten an die Reihe. Dann die Briefmarken. Dazwischen alte Diarien und Kotillonschleifen der älteren Schwestern. Daneben, in der Penne, Tadel und Notate wegen Unaufmerksamkeit, Allotriatreibens und Verlachens. Arrestfunden wegen Kettenhandels mit „Alatschen" den Uebersetzungen der Klassikertexte. Wegen Pokerspielens in der Mathematikstunde und wegen „Fremder Beschäftigung" in der französischen. Damals hatte ich Voltaires „Meropen" in eigene Verse übersetzt. Die Verse waren schlecht. Später wurden sie gedruckt. Immerhin blieb ich in dem betreffenden Halbjahr „wegen Unreife im Französischen" sitzen. Das Sitzenbleiben sammelte ich auch eine Zeitlang. Ich habe nämlich die Primaße immer verachtet. Unrecht tat ich daran. Die sind jetzt alles anständige Leute: Assessoren, einer sogar Amtsrichter, in Rybnik. Ein dritter selbst schon Oberlehrer. Sehmal an. Und ich — — —? Na, reden wir lieber nicht davon.

. . . auch nicht davon, daß ich später Bilder von jungen Mädchen sammelte. Im Münchener Karneval und in Bonn, wenn die Herbstsonne so verdammt kupplerisch über den Siebenbergen lag. . .

Dann wurde ich Schriftsteller und sammelte Feindschaften. Und das ist die einzige Sammlung, die man nicht so leicht wieder auflösen kann. Die und dann die andere: die Sammlung der Erinnerungen. Und das ist sogar die schönste.

In meinem ersten Semester, und darauf wollte ich hinaus. In meinem ersten Semester sammelte ich i-Punkte. Ich und Sepp und Karlchen. Zusammen sammelten wir. Allnächtlich. Ich selber wollte zwar eigentlich Gedankenstriche sammeln. Die waren damals in der Lyrik Mode, und ein strebsames erstes Semester mit einem schwarzen Versheft in jeder Brusttasche muß darauf Rücksicht nehmen. Sepp aber war mehr für die Punkte. Die gingen nämlich leichter los.

Wir sammelten i-Punkte. Zu diesem Berufe zogen wir durch die nächtlichen Straßen, ein scharfes, hartstählernes Messer in der Tasche verborgen. Sahen wir nun irgendwo an einem Schaufenster der Stadt, in schöner weißer oder goldener Schrift hochaufgesetzt, Aussprüche, wie etwa „Carusos Stiefel die große Mode von 1909" oder „Modes et Confection" oder „Halt! haben Sie auch genügend Zigarren bei sich?", alsdann wurde das Messer gezückt und nach ängstlich-vorsichtigem Späherblicke nach rechts und links, dem Stiefel und der Konfektion der i-Punkt wegoperiert. Dann bargen wir sorgsam unseren Raub, trugen ihn heim und klebten die neugewonnen i-Punkte in unsere Sammlung. Wir hatten ein großes Holzbrett gekauft, darauf wir die gläsernen, emaillenen und porzellanenen Stücke befestigten. Darunter wurde in Sepps wuchtiger Rundschrift, der Name geschrieben, den jeder

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210205026/fragment/page=0001

-Punkt erhielt. Diese Namen nannten in mehr oder weniger verschämter oder in weniger oder mehr unverschämter Form den Laden, dem wir die i-Punkte einwendet hatte. „Wir hatten Maler I bis VII, Simonsohn I bis IV und Schmidt I bis V. Unsere Sammlung glich einer Rechtsanwaltsliste.

Als das Semester sich seinem Ende neigte, zählten wir, und, siehe da: Wir erfuhren, daß wir vierundzwanzig i-Punkte erschossen. Das war schon eine ganze Menge! Aber vierundzwanzig? Der fünfundzwanzigste mußte heran, mochte kommen, was da wollte!

Der letzte Abend unseres Aufenthaltes in München gehörte dem „Figaro" im „Residenztheater". Das ist das Schönste, was München bietet. Wir waren hingerissen. Aber die i-Punkte vergaßen wir doch nicht. In der ersten Pause überzeugte Sepp sich, daß sein Messer in der Mantelnaht steckte. Wir waren beruhigt. In der zweiten Pause aber dachten wir nicht an das Messer, denn wir hatten, in einer Rangloge, ein blondes Köpferl gesehen, zu dem wir uns alle, und wir wurden rot dabei, hinauf gebeugt hatten. Und dann hatten wir uns umgesehen, argwöhnisch, ein jr den anderen. Aus den Kumpanen waren in dem einen Augenblicke Rivalen geworden. Das dichten wir. Das blonde Köpferl gehörte nämlich dem Fräulein Anneliese Urbahn, das wir vor einer Woche kennen gelernt hatten, bei der Gartenbowle, die ihr Onkel, unser Seminarvorstand, gegeben hatte. Sepp hatte zu diesem Onkel eine Empfehlung gehabt, und wir waren mit eingeladen worden. Wir hatten uns gottwoll amüsiert und, auf dem Nachhausewege, zwei i-Punkte erlegt. Es war ein in jeder Hinsicht gelungener und ertragreicher Abend gewesen. An Fräulein Anneliese Urbahn hatten wir nicht mehr gedacht. Nun aber, da wir sie wieder sahen, wußten wir alle, daß wir uns an jenem Abend, unbewußt, in sie verliebt hatten. Das gestanden wir uns aber erst viel später. —

Vorerst einmal begaben wir uns in den ersten Rang und statteten der blonden Anneliese einen Besuch ab. Dabei erinnerten wir einen jovialen Herrn kennen, der sich als ihr Vater entpuppte und uns gestand, daß er gern noch einmal auch zwanzig Jahre sein wollte. Aber, wenn er auch schon etwas älter sei, so sei er doch nicht minder jung .... In Herzen, versteht sich, und er schlage vor, daß wir diesen angebrochenen Abend in seiner Wohnung mit einer Bowle zu Ende feierten.

Anneliese klatschte Bravo, und wir waren entzückt. —

Als wir die Treppen hinab stiegen, waren wir eingeschnappt: Ueber auf die anderen, die unseren gemeinsamen heiligsten Güter verraten hätten: Sollte diese Nacht nicht dem fünfundzwanzigsten i-Punkte gehören? — Und nun gehörte sie dem Kommerzienrate Urbahn, einem Manne ohne jedes i und ohne jeden Punkt, dafür aber mit einem Weinkeller, den ich jedem Wohlgesinnten empfehlen kann.

Dieser Abend nahm einen sehr schönen und angeregten Verlauf. Herr Urbahn braute eine Bowle, die gar nicht übel war und ihre Kohlensäure nicht von der einen Flasche Mineralwasser, sondern von den drei Flaschen guten Sektes bezwang. Wir machten, jeder, der Tochter des Hauses eine Liebeserklärung und im übrigen gehörigen Radau. Es war gut, daß unser nobler Gastfreund gleichzeitig Besitzer des Hauses war. Sonst hätten die Nachbarn sich den nächtlichen Lärm doch nicht gefallen lassen ... zumal da man ja nicht Fasching war. ...

Es war schon sehr früh, als wir aufbrachen. Herr Urbahn brachte uns selbst die wenigen Stufen hinunter, die von seiner Kunsterwohnung zum Haustor führten. Hier verabschiedete er uns gerührt und versprachen, bald wiederzukommen.

Wir sollten dieses Versprechen einlösen, eher, als uns lieb war. Wie angewurzelt standen wir vor dem Hause, benommen von der süßen Bowle und dem noch süßeren Gefühle der Liebe. Wir sagten gar nichts. Da auf einmal sahen wir in Sepps Hand ein länglichtes Etwas, und, aus der lederne Scheide gezogen, blitzte uns der i-Punktdolch entgegen. Da fiel uns unsere Unterlassungsgründe ein: der Fünfundzwanzigste!

„Es ist vorbei", sagte ich. „Morgen um diese Zeit sitzen wir bereits in der Eisenbahn. Unseres Semesters schönstes Fest wird ewig unerreicht bleiben. Es ist jammerschade um den fünfundzwanzigsten i-Punkt". Nicht ganz so stilsicher sprach ich.

Wir senkten schuldbewußt unsere Blicke. Doch als wir sie wieder erhoben, da verklärte sich ein Gesicht, das uns sämmtlich erschien. Wir sahen ... wir jauchzten ... wir sprangen vor Glück: auf dem ersten Fenster des Erdgeschosses stand, in erhöhter Glaschrift das Wort „Portier". Portier. Und, in erhöhter Glaschrift das Wort „Portier". Portier. Mit i. Mit i-Punkt!

Schon wetzte Sepp den Dolch. Atemlos verfolgten wir die Vorgedur. Wir blickten nicht hinter uns, nicht um uns. Wir sahen nicht des Schutzmanns schöne Figur, die uns alsobald den Rücken erschien. Wir fühlten uns angetippt und angesprochen. Gerade hatte Sepp die Beute verstaut. „Wir sammeln nämlich i-Punkte" sagte ich. Barsch war die Antwort des ungläubigen Gesetzeshüters. Er kannte seine Einbrecher. Er hatte sie erwischt und hielt sie fest. Und klopfte, da einer war gegen drei Banditen, an dem Portierfenster. — Ein bärtiges Gesicht erschien über karriertem Nachtgewande. Dann sprang das Fenster auf, und Fluchen brach in die laue Nacht. Wir wehrten uns und beharrten bei unserer Aussage. Widerspruch erzeugt Lärm. Lärm beunruhigt. Und so wurde denn bald auch im Parterre ein Fenster geöffnet, und der Hausherr Urbahn erkundigte sich nach dem Grunde der Ruhestörung. Bald erkannte er uns. Begleitet vom Schutzmann kletterten wir die Treppe zu der gastlichen Wohnung und fanden nun wieder vor unserm Kommerzienrate. Es war sehr peinlich.

„Wir haben Ihre Gastfreundschaft schnöde mißbraucht. Aber — wir sammeln nun einmal i-Punkte," sagte ich.

Dann legte Karlchen den Portiers-Punkt auf den Tisch des Hauses. „Ich glaube, Sie können gehen," sagte Herr Urbahn zu dem Schutzmann. Er lachte so laut, daß auch Fräulein Anneliese wieder zum Vorschein kam.

Wir schämten uns schrecklich. Und jeder von uns glaubt heute noch, daß der fünfundzwanzigste i-Punkt ihm um sein Lebensglück gebracht hat ....

Der welke Strauß.

Von

Gustav Metscher.

(Nachdruck verboten.)

Meine Großmutter hatte einmal eine Kuhmagd.

Und die Kuhmagd hatte eine Kammer.

Und die Kammer hatte ein Fenster und eine weißgetünchte Wand.

An der weißgetünchten Wand hing ein Soldatenbild das hatte der Schnellphotograph aus seiner Kamera gehext auf irgendeinem Jahrmarktstag im Herbst — in Handumdrehen!

Dora, die Kuhmagd, hatte sich das Bild an die Wand gemagelt, mit einem Nagel, der wohl seiner Leibeslänge nach fünf Zoll maß.

Unter diesem Bild flatterte, wenn der Frühlingswind mal lustig war und einen guten Tag hatte und zum Fenster hineinschaute, um Dorchen „guten Tag" zu sagen, ein Blumenstrauß mit langen, bunten Bändern. Auf dem einen Band war ein dickes, rotes Herz gestickt und darin stand mit dicker roter Seide geschrieben: „Auf ewig dein!" Quer über dem Band lief wie eine Frühlingswimpel eine Schnalle. Auf dieser Schnalle stand schief und verbogen wie ein betrunkener Hausknecht das Wort „Infanterie!"

Der Strauß aber, an den diese Bänder mit der Infanterie-Schnalle geheftet waren, hatte müde, blasse, tote Augen. Er roch nach einer verklungenen Frühlingsnachtigallennacht und nach dem letzten Flötenton einer lustigen Tanzweise. Die Blätter sahen aus, als wären sie die Gräber vieler heißgeweinter Tränen. Ganz bestaubt war der Strauß, und die Bänder fanden nicht mehr den Anfang des Liedes, das sie einst da unten am Bach, wo der Weidenbaum steht, in einer lauschige Maiennacht hinausfangen ... Sie fanden ihn nicht mehr, so sehr sie auch grübelten.

Die Brust fanden sie auch nicht mehr, darin ein Herz jubelte: „Zu der Heimat, in der Heimat, da gibts ein Wiedersehn!

Sie konnten es auch nicht finden, denn Kameradenhände hatten es beim Abendschein auf Polens grüner Heide schlafen gelegt, so, wie man kleine Kinder bettet, wenn der Tag sie müde gemacht hat und man still über ihrem Bettchen die Hände faltet. Und die Hände hat man auch dort in Polen gefaltet ...

Und ein stummes Händefalten hatte man auch daheim über dem Grab von Großmutters Kuhmagd, die ohne ihren Infanteristen nicht weiter leben wollte.

Was nun mit dem welken Strauß da in Doras Kammer werden soll, sagt Großmutter. Jeder scheint sich ihn abzunehmen, weil er so viel heiße Tränen, so viel treue Liebe birgt ... weil seine welken, trüben, toten Blumenaugen wie stumme Bettler stehen, die da vor dem Kehrrichthaufen bewahrt bleiben möchten.

Ein Studentenbabel.

Das Studentenleben in Oxford hat jetzt durch den Einzug von Frauen in die Universität ein neues Gepräge bekommen. Zum ersten Male ist es weiblichen Studenten erlaubt als „members of the university" aufgenommen zu werden. Hunderte von ihnen kann man jetzt gehend oder zu Rade auf dem Wege nach den Universitätsgebäuden oder den Bibliotheken begegnen. Unter den männlichen Studenten herrscht über das Eindringen der Frauen in das Universitätsleben durchaus keine große Begeisterung. Im Gegenteil, man kann einen ausgeprägten Gegenwillen konstatieren. Aber nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Kunst und die Politik gehen sich in Oxford ihr Stelldichein. Ein Konzert löst das andere ab, eine Theatergesellschaft nach der anderen führt ihre Stücke auf und in- und ausländische politische Größen halten in den Vereinen oder auch in öffentlichen Versammlungen Reden. An den Orten, wo die Studenten zusammenkommen, begegnet man einer ganz eigentümlich gemischten Versammlung. Von allen Kanten des Weltreichs strömen junge Studenten nach Oxford, um an der ersten Universität des Mutterlandes zu studieren und man sieht dort Studenten aus Belgien, Frankreich, Italien, Spanien, Serbien und Griechenland, aus den skandinavischen Ländern, aus Island und man begegnet slawischen Typen aus all den neuen Staatenbildungen in Mitteleuropa, Japan und Indien sind stark vertreten und Kanada, Südafrika, Australien und die Vereinigten Staaten haben ein großes Kontingent gesandt. Es fehlen auch nicht Neger aus Britisch-Neuguinea und von den Fidschi-Inseln. Alle nur denkbaren Farbennuancen von weiß, gelb, braun und schwarz sind hier vertreten und alle Sprachen der Welt schwirren einem um die Ohren. Das gemeinsame Verständigungsmittel ist natürlich englisch, welches das Esperanto ist, vermittels welchem sich die verschiedenen Nationalitäten miteinander unterhalten. Von irgendeinem Rassen- oder Nationalitätsvorurteil ist nicht das Geringste zu spüren. Auf dem Flusse kann man Boote mit englischen Ruderen und einem Neger oder Indier am Steuer sehen, und in den Kaffees sitzen weiße und gelbe Studenten gemütlich zusammen. Es existieren ein spanischer, ein französischer, ein indischer und ein britisch-amerikanischer Studentenverein. Oxford ist auf diese Weise nicht nur eine große englische Universitätsstadt, sondern ein internationaler Knotenpunkt. Vor allem aber ein Mittelpunkt internationaler Toleranz.

Lenin, wie er in Wahrheit ist.

Der russische Schriftsteller Kuprin zeichnet in der Zeitschrift „Atlantic Monthly" eine Porträtskizze Lenins, die manchen neuen Charakterzug zu dem Bilde des bolschewistischen Dalai Lama liefert.

Schon in seiner frühen Kindheit auf dem Gymnasium war Lenin ein verschlossener, stets düster dreinschauender Knabe, der niemals an den Spielen und Unterhaltungen seiner Kameraden teilnahm. Er hockte immer hinter seinen Büchern und war auch stets der Erste in der Klasse, hüllete sich aber den schwächeren Mitschülern bei ihren Arbeiten die erbetene Hilfe zu leisten. Er war deshalb bei Allen unbeliebt, und man ging ihm geflissentlich aus dem Wege. Auch auf der Universität Kasan machte sich der Student Lenin durch seine Ungeselligkeit unangenehm bemerkbar. An den Vergnügungen und Liebesabenteuern der Kommilitonen hatte er auch hier keinen Teil.

Kuprin kommt dann auf die Eindrücke zu sprechen, die er von einem Besuch Lenins im Kreml hinweggenommen hat. „Er ist", so erklärt er, „beständig von einem Kreis liebedienerischer Speichelleder umgeben, die ihm in widerlichster Weise den Hof machen. Nichts als Verbeugungen, fülliches Lächeln, schlichterne Händedrücke und gefälliges Zustimmen. Die Worte „Genosse Lenin" kommen ihnen mit den gleichen salbungsvollen Ton über die Lippen, den man früher der Anrede „Eure Majestät" gab. Ich hörte einen sagen: „Genosse Lenin, zwei Personen halten heute das Schicksal der Welt in ihren Händen: Sie und Wilson." Worauf Lenin zerstreut hinwarf: „Das ist soweit richtig. Ich verstehe nur nicht, was Wilson damit zu tun hat."

Kuprin versichert am Schlusse seiner Ausführungen, daß Lenin ruhigen Herzens das russische Proletariat sterben sehen könnte, ohne auch nur einen Finger zu rühren. Er würde sich mit dem Trost des Arztes begnügen, der sich beim Tode eines Patienten mit der Ausrede tröstet: „Die Diagnose war in jedem Falle richtig. Auch die Operation ist vorzüglich gelungen; nur hat die Sektion ergeben, daß sie zu früh ausgeführt wurde. Man hätte damit noch ein paar Jahrhunderte warten sollen."

Bunte Zeitung.

Schwedischer Humor. (Geeignetes Filmstück) „Wissen Sie, Herr Doktor, ich habe von meinem Verlobten ein so schönes Buch zu Weihnachten erhalten: „Die Relativitätstheorie" von Einstein."

„Haben Sie es schon gelesen, gnädiges Fräulein?"

„Nein, es ist mir etwas zu schwer. Ich warte, bis es im Film kommt."

Die Flitterwöchnerin. Es war in den Flitterwochen. Sie hatten drei Stunden auf einem Balkon gelesen, geseufzt und Poesie geredet und hatten die Hände fest ineinander geschlungen. Schließlich brach sie das Schweigen und flüsterte:

„Eduard, mein Geliebter, ich möchte dich gern etwas fragen."

„Frage mich hundert — tausend — eine Million Dinge!" rief er entzückt.

„Ja, ist du: mein Liebling, auf meiner Nase sitzt eine Fliege: Würdest du es für sehr unfreundlich von mir halten, wenn ich meine Hand einen Augenblick fortnehme, um sie fortzujagen?"

Literatur.

Maerker „Vom Kaiserheer zur Reichswehr". Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Revolution. Leipzig 1921. K. F. Köhler Verlag.

Das sehr ernste und doch sehr spannend geschriebene Buch eines ernsten und verdienstvollen Soldaten füllt eine empfindliche Lücke in unserer Revolutionsliteratur aus. Es schildert den Zusammenbruch des alten Heeres, das noch in guter Haltung die deutsche Grenze überschritt, dann aber infolge der überstürzten Demobilmachung „sang- und klanglos" auseinanderlief und kennzeichnet die Machtlosigkeit der Regierung der Volksbeauftragten, ihre vergeblichen Versuche, sich eine zuverlässige Truppe zu bilden. General Maerker selbst war damals Führer der 214. Division. Am 6. Dez. 1918 entwickelte er zum ersten Mal den Gedanken, eine neue Truppe aus Freiwilligen zu bilden, zunächst zum Schutze der Ostgrenze, dann aber auch zur Verteidigung der Regierung und der Staatsordnung gegen die immer stürmischer andrängenden Wogen des Umsturzes. Von seinen Vorgesetzten nicht behindert, von der Obersten Heeresleitung aber auch, wie er zu wiederholten Malen nicht ohne Bitterkeit bemerkt, nicht gefördert, ging er alsbald ans Werk. Er entnahm seiner eigenen Division und einigen anderen Formationen den Stamm und Kern der neuen Truppe, entwarf ganz selbständig einen Organisationsplan, Regeln für den Aufbau, für das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, Vorschriften für die Disziplin, ja veränderte sogar eigenmächtig das Militärstrafgesetzbuch und schuf so in kurzer Zeit das „freiwillige Landesjägerkorps", dem er in seinem Buche ein wohlverdientes schönes Denkmal setzt.

Grübeleien von Gustav Frensen. Verlag von Groteschen Buchhandlung, Berlin.

Um Frensen ist es merkwürdig still geworden, nachdem der große Sturm über Hilligenlei hinweggegangen ist. Die ewig Aufgeregten, die Lauten, denen das Dasein nur dann Leben bedeutet, wenn Lärm auf dem Markte ist, haben ihn längst abgetan und preisen mit verzückten Augen die Gestalten der Hauptfrau von Morgen. Ehrlichkeit und Gesundheit ist ihnen zuwider. Beides hat Frensen. Er ist, als Dichter, voll kraftvoller Gediegenheit, aufrecht und weltfrisch, durchaus ein Niederdeutscher bester Art. Er ist, das beweisen seine Grübeleien erneut, ein Mann, der den Mut hat, sich zu sich selbst zu bekennen: in seinem Guten und in seinem Schlimmen. Ihm ist sein Dichterwinkel seine Welt; von ihm aus betrachtet er die Menschen, das Leben, sich selbst. Er ist kein Revolutionär, kein Reformator. Er ist ein guter, gütiger Mensch und auch ein Pastor, aber im Sinne der Kirche sicherlich ein schlechter, denn er weiß von keiner Sünde, wenn sie Natur ist, weiß nur von Liebe und wieder Liebe. Und steht durchaus und immer mitten in seiner niederdeutschen Heimat und fühlt sich als ein Stück von ihr. Er geht ganz in ihr auf. „Wenn ich von der Welt, die mich umgibt, oder die ich durchgrüble, zu mir selbst zurückkomme, bin ich immer traurig. Ich habe zwar nichts, das mich bedrückt ... sondern es ist eine angeborene Art meiner Seele. Ich habe das von der Mutter Seite, wo immer Schwermut gewesen ist. So sitzt man bis an die Brust im Leben der Vorfahren." So steht es auch in seinen dichterischen Werken. Wie könnte es anders? Er ist im tiefsten seines Wesens ein Dichter, ein Epiker. — Seine „Grübeleien" werden all denen willkommen sein, die seine Werke lieben, denn es sind Erläuterungen dazu, Ergänzungen. Paraphrasen um ein selbständiges, festgefügtes Wesen, das weit ab steht von dramatischen Erschütterungen, aber auch von dramatischen Konflikten. Frensen weist nicht nach vorwärts, aber er begreift das Vergangene und deutet darnach die Welt. Solche Bücher lesen sich gemächlich und nicht ohne schönen Gewinn.

„Rheinische Heimat". In den nächsten Tagen erscheint eine Zeitschrift für das westdeutsche Grenzland, betitelt „Rheinische Heimat, unpolitische illustrierte Monatsschrift für Kultur und Leben im westdeutschen Grenzlande". Diese neue, reichlich illustrierte Heimatzeitschrift, deren Begründer und Herausgeber der aus Costar bei Jülich gebürtige Schriftsteller und Dichter Dr. phil. Heinrich Oellers, Aachen, ist (Von Dr. Oellers brachten wir kürzlich einige Artikel), will in Wort und Bild die Schönheit und Eigenart des westdeutschen Grenzlandes zeigen, sowie Heimatkunde, Heimatschutz und vor allem die Heimatliebe fördern. Auch neutzeitliche Fragen des Wirtschaftslebens und der Kunst, überhaupt alles, was zurzeit im Rheinlande, auf geistigem, wirtschaftlichem und künstlerischem Gebiete nach Leben ringt, soll behandelt werden. Hervorragende Mitarbeiter unterstützen die Arbeit des Herausgebers; wir nennen nur: Privatdozent Dr. Brüggemann, Prof. Karl Burger (Bildhauer und Maler), Prof. Dr. Capitaine, Prov.-Schulrat Dr. Cramer, den rheinischen Romantiker Herbert Eulenberg, die bekannten Eifelromanschriftstellerinnen Clara Viebig und Nanny Lambrecht, den „rheinischen Fontane" Hermann Ritter, den gefeierten Schriftsteller Dr. Augustin Wibbelt und die bekannten Düsseldorfer Kunstmaler Prof. F. v. Wille und G. Olms. Unter den Mitarbeitern sind auch viele Nicht-Berufsschriftsteller vertreten: so Kaufleute, Landwirte, Lehrer und Fabrikanten.

Steuerpolitik und Volkswirtschaft. Von Regierungsrat a. D. Dr. jur. Konietzko. 1920. Staatspolitischer Verlag G. m. b. H., Berlin SW 48, Friedrichstraße 226.

Der neuentdeckte „Joseph" als Knabenbuch von Goethes. Stilkritische Untersuchungen von Dr. phil. Walter A. Berendsohn, Privatdozent an der Universität Hamburg. W. Gente wissenschaftlicher Verlag, Hamburg.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 62. Fernruf 4520 u. 4630.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210205026/fragment/page=0002